



Michael Malliaris | Matthias Wemhoff

Das Berliner Schloss

Geschichte und Archäologie

mit einem Vorwort von Johannes Wien



Einführung: Erst war die Stadt – dann das Schloss

	8
Berlin im Mittelalter – ohne Schloss	9
Das hohenzollernsche Machtsymbol	14
Das Schloss im Mittelpunkt	16

Ein mittelalterliches Stadtviertel

Um 1150 bis um 1300

	20
Die Besiedlung Cöllns	23
Die Struktur des Viertels	26
Objekte	28

Das Dominikanerkloster und die erste kurfürstliche Residenz der Hohenzollern

Um 1300 bis 1536

	40
Das Dominikanerkloster entsteht	42
Klösterliche Gelehrsamkeit	46
Die erste kurfürstliche Residenz	47
Objekte	50

Kirchliche Würde und weltliche Pracht: Domstift und Renaissanceschloss

1536 bis 1608

	60
Das Domstift	61
Das kurfürstliche Schloss: der Stechbahnflügel	63
Der Spreeflügel	66
Erweiterungsbauten	66
Objekte	70

Das Schloss rückt in die Mitte

1608 bis 1747

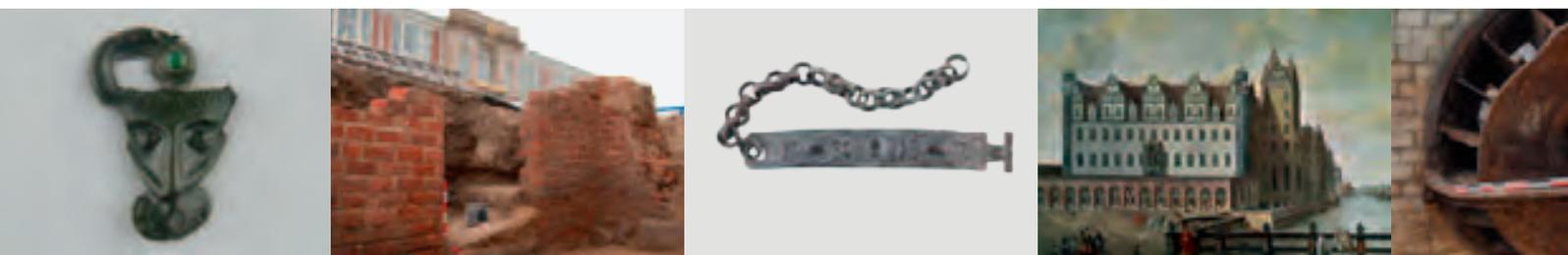
	80
Die Domkirche wird Pfarrkirche	81
Stagnation und Aufschwung	81
Ladenzeilen um das Schloss	82
Der Schlossumbau durch Schlüter	83
Die Münzturm-Katastrophe	86
Der Schlossbaudirektor Eosander	87
Der Soldatenkönig und sein Baumeister Böhme	88
Friedrich II.	90
Objekte	92

Das Königsschloss auf dem Weg zur Moderne

1747 bis 1871

	100
Der Bauherr Friedrich Wilhelm IV.	102
Die Kuppel entsteht	104
Objekte	106

Seite 2: Modell des Berliner Stadtschlusses vor dem Zweiten Weltkrieg, Ansicht von Osten



Das kaiserliche Schloss

1871 bis 1918

	110
Erweiterungen unter Wilhelm II.	113
Das Umfeld des Schlosses	114
Moderne Technik im Schloss	116
Objekte	118

Das Schloss im Staatsbesitz

1918 bis 1950

	124
Das Schloss wird Museum	126
Das Schloss unter den Nazis	127
Neubeginn nach 45?	128
Objekte	130

Vom Aufmarschplatz über den Palast der Republik hin zur Grabungsstätte

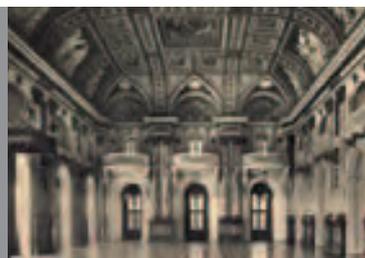
1950 bis 2012

	136
Das Portal IV wird versetzt	138
Der Palast der Republik	139
Quo vadis, Schlossplatz?	142
Objekte	144

Von der Ausgrabung zum Humboldt Forum im Berliner Schloss

	148
Das Schloss als Bodendenkmal	150
Das Schloss als interkultureller Ort	152

Vorwort	6
Literaturverzeichnis	154
Zeitstrahl	156
Bildnachweis, Impressum	160





VORWORT

„Dass Weltkunde mit Heimatkunde beginnt – oder mit ihr endet“, hat uns der Schriftsteller Siegfried Lenz mit auf den Weg gegeben. Gerade in den Zeiten anhaltender Globalisierung und der Notwendigkeit, sich eigener Identitäten und Bezugsräume zu vergewissern, sind viele Menschen auf der Suche nach guten Beispielen des Miteinanders von nah und fern. Das Humboldt Forum soll und kann dabei helfen.

Das Berliner Schloss, von dem nach seiner Sprengung 1950 fast nur Bilder und Erinnerungen geblieben waren, wird mit seinen sorgfältig rekonstruierten barocken Fassaden als modernes Kulturzentrum neu errichtet. Die außereuropäischen Sammlungen der Staatlichen Museen zu Berlin, Sonderausstellungen und ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm werden dazu einladen, die Welt kennenzulernen und unter der Namenspatenschaft der Brüder Humboldt auf Entdeckungsreise zu gehen. Hinzu kommt eine Ausstellung des Landes Berlin mit dem Arbeitstitel „Berlin und die Welt“, die, von einer gegenwartsorientierten Perspektive ausgehend, die dynamischen Verflechtungen zwischen Berlin und einer sich globalisierenden Welt beleuchtet und dabei den wechselseitigen Transfer von Menschen, Dingen und Ideen untersucht. Nicht zuletzt wird die Humboldt-Universität mit dem sogenannten Humboldt-Labor dazu beitragen, dass ein innovatives Forum entsteht.

Was heute so selbstverständlich klingt, ist das Ergebnis eines oft kontrovers geführten Diskussionsprozesses, der aus der komplexen Vorgeschichte des Schlossplatzareals, seiner baulichen Entwicklung mit Schloss und Palast der Republik und der besonderen politischen Bedeutung für Berlin, Brandenburg-Preußen und Deutschland resultierte. Die Verwirklichung des aktuell bedeutendsten Kulturbauvorhabens unseres Landes wird von einem breiten Engagement von Bürgerinnen und Bürgern unterstützt, die es mit ihren Spenden ermöglichen, dem Humboldt Forum mit den Fassaden des Berliner Schlosses einen unverwechselbaren Rahmen zu geben.

Es gründet sowohl auf einem kulturhistorisch prägenden als auch auf einem sehr materiellen historischen Fundament.

Der Landesarchäologe Matthias Wemhoff und der Ausgrabungsleiter Michael Malliaris hatten mit ihrem engagierten Team die große Chance, im Vorfeld der Bauarbeiten die noch verfügbaren Fundamentreste und archäologischen Hinterlassenschaften auf dem Baufeld zu untersuchen. Ein wahrer stadthistorischer Schatz konnte freigelegt und geborgen werden. Mit diesem Buch präsentieren sie, unterstützt von der publizistischen Handschrift des Elsengold Verlages, ihre Forschungsergebnisse. Damit gelingt eine kompakte Schlossplatzgeschichtsdarstellung mit vielen Bezügen zur Berliner Stadthistorie.

Für die Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss ist es ein großes Glück, dass wir, wenn das Humboldt Forum seine Tore öffnet, im historischen Schlosskeller einen Teil der originalen Fundamente und der geborgenen Fundstücke den Berlinerinnen und Berlinern und den Gästen aus In- und Ausland zeigen können. Ein archäologischer Spaziergang soll später Schauplätze der frühen Berliner Stadtgeschichte, wie zum Beispiel das Alte Rathaus oder den Petriplatz, mit den Ausstellungen verschiedener Museen verbinden. Zu ihnen gehört das Museum des Ortes der Stiftung, das mit dem Humboldt Forum eröffnet. Es wird über die Geschichte dieses Bauplatzes informieren, an dem sich im Laufe von 850 Jahren gesellschaftliche, städtebauliche, politische und kulturelle Entwicklungen verdichtet haben. Hier bietet sich ein Ausgangspunkt, um im Humboldt Forum und auf der Museumsinsel mit ihren Sammlungen aus allen Teilen der Welt Gemeinsamkeiten zu entdecken, Unterschiede zu erkennen oder Verbindungslinien zu ziehen. Die Heimatkunde wird so zur Weltkunde.

Johannes Wien
Vorstand und Sprecher der Stiftung
Humboldt Forum im Berliner Schloss

Das Aquarell von Carlo Bossoli aus dem 19. Jahrhundert zeigt das Schloss von seiner zum Lustgarten hingewandten Seite, die später zur Schauseite werden sollte.

Erst war die Stadt – dann das Schloss

Von Wolf Jobst Siedler, dem bekannten Berliner Verleger und Historiker, stammt das inzwischen geflügelte Wort: „Das Schloss lag nicht in Berlin, Berlin war das Schloss.“ Dieser mit Verve und Leidenschaft vorgetragene Satz hat sich in den Köpfen der Berliner und der Besucher der Stadt festgesetzt, egal welchen Standpunkt sie zur Rekonstruktion der Schlossfassaden vertreten. Schon jetzt, bevor die ersten Gerüste fallen und den Blick auf die Pracht der Schlossflügel freigeben, wird deutlich, wie stark das Bauwerk tatsächlich ein Dreh- und Angelpunkt für die Berliner Mitte sein wird. Wer hat nicht schon mit Staunen den Bau aus der Perspektive der Straße Unter den Linden heranwachsen sehen? Wer spürt beim Gang über die

Schlossbrücke nicht, dass die Blicke nun nicht mehr in die Ferne schweifen, sondern geradezu vom neu erstehenden Gebäude angezogen werden? Der Lustgarten wird, trotz des immer noch nicht gebändigten Verkehrs, wieder zu einer auf allen Seiten von wichtigen Gebäuden gefassten Mitte.

Aber nähern wir uns dem Schloss überhaupt von der „richtigen“ Seite? Wird unsere Annäherung an das Bauwerk nicht von den letzten Jahrzehnten seines Bestehens vorbestimmt? Erst 1889 wurde nämlich eine für Fahrzeuge befahrbare Brücke an der Stelle der heutigen Liebknechtbrücke errichtet. Erst seit dieser Zeit konnte man das Schloss hier im Vorbeifahren wahrnehmen. Die Lustgartenseite wandelte sich somit zu einer dem Verkehr und damit den Menschen zugewandten Seite.

Immer stärker geriet die Südseite des Schlosses ins Abseits. Sie wurde in der Wahrnehmung sogar von der Westfront mit dem Eosanderportal überholt, die nach dem Abriss der Häuser an der Schlossfreiheit im

Blick auf das Stadtschloss von Nordwesten um 1929. Ab 1889 rollte der Verkehr an der Lustgartenseite des Schlosses entlang über die Schlossbrücke (im Vordergrund) und die Kaiser-Wilhelm-Brücke (heute Liebknechtbrücke).



Jahr 1894 schon von der Schlossbrücke aus deutlich sichtbar war und mit der Errichtung des Nationaldenkmals gegenüber dem Eosanderportal zusätzlich an Bedeutung gewann. Unser Blick auf das Schloss wird also heute von „Sichtachsen“ gelenkt, die während der wilhelminischen Epoche geschaffen worden sind. „Berlin war das Schloss“: Der Ausspruch ist vor diesem Hintergrund verständlich und nachvollziehbar. Was geschieht jedoch, wenn wir unseren Blick aus den Tiefen der Geschichte auf das Schloss richten?

Das vorliegende Buch ist eine Einladung, die Perspektive zu wechseln und das Schloss und seine Genese neu zu sehen. Es fußt auf den Ergebnissen einer der größten Ausgrabungen, die in Berlin je durchgeführt worden sind. Von 2008 bis 2012 wurde der gesamte Bereich zwischen dem ehemaligen Staatsratsgebäude und dem Lustgarten vor der Neubauung freigelegt. Das sind 15 000 Quadratmeter, die akribisch auf alle Zeugnisse ihrer Geschichte untersucht werden konnten. Bei einer solch großen Grabungsfläche ist es sehr wahrscheinlich, Spuren all jener Epochen zu entdecken, in denen das Areal genutzt worden ist.

Ausgrabungen auf dem Schlossplatz.
Im Vordergrund sind die Keller des
Schlossplatzflügels zu sehen.

BERLIN IM MITTELALTER – OHNE SCHLOSS

Das Schloss hat, trotz seines beträchtlichen Bauvolumens, konservierend gewirkt. Die Plätze im Außenbereich und die Höfe im Inneren wurden nach der barocken Ausbauphase nicht mehr großflächig verändert, sodass die älteren Befunde hier in besonderer Weise geschützt waren. Das ist im dicht bebauten Berliner Stadtraum, in dem gerade im 19. Jahrhundert jede Fläche optimal genutzt wurde, eine große Besonderheit. Leider gilt das nur für den westlichen Teil des Schlosses. Den gesamten östlichen Bereich, also auch das Areal, in dem die ersten Schlossgebäude errichtet worden waren, hatte man beim Bau des Palastes der Republik durch die sogenannte Palastwanne vollständig und ohne Untersuchung abgebagert.

Spätestens in den 1960er-Jahren ist zusammen mit der mittelalterlichen Stadtstruktur auch jede Erinnerung an die Bedeutung der Stadt im Mittelalter ausgelöscht worden. Berlin vor dem 15. Jahrhundert? Fehlanzeige. Die Geschichte beginnt erst mit dem Schlossbau der Hohenzollern. Wolf Jobst Siedler hat



dieses weitverbreitete Geschichtsbild treffend formuliert und war von der Richtigkeit dieser Geschichtsdeutung offensichtlich überzeugt: „Als der Bau begann, hatte die Doppelstadt Berlin und Cölln gerade einmal 6000 Einwohner und war ein dörfliches, unbedeutendes Örtchen in der ärmlichen Mark, das durch die Residenz überhaupt erst zur Stadt wurde.“

Stimmt das? War Berlin ein „dörfliches, unbedeutendes Örtchen“, dem hier ganz bewusst die Bezeichnung Stadt abgesprochen wird? Wollte der Kurfürst 1442 „aufs Land“ ziehen, weil ihm seine bisherige Residenz in Tangermünde zu ungemütlich geworden war? Kein Zweifel, diese Vorstellung ist absurd und maßlos überzeichnet. Sie steht dem Bild, das die Archäologen von Berlin im Mittelalter inzwischen entwerfen können, sogar konträr gegenüber.

Die Doppelstadt ist seit ihrer Gründung ein Erfolgsmodell gewesen. Sie entstand aus dem Nichts. Es gibt keine Funde einer slawischen Vorbesiedlung, wie das etwa im Vorort der Mark, in Brandenburg, der Fall ist. Dort konnte Albrecht der Bär als Nachfolger und Erbe des slawischen Fürsten Pribislaw-Heinrich agieren. Ganz anders in Berlin. Die archäologischen Ergebnisse sprechen immer stärker für eine Neugründung noch im 12. Jahrhundert, ja es gibt einige datierte Befunde, die auf eine erste Bautätigkeit kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts hindeuten. Die wichtigste Informationsquelle für diese frühe Zeit sind Holzproben, die eine Datierung mittels der Dendrochronologie zulassen. Im Zuge der Schlossgrabung bargen Archäologen mehrere Proben, die in das 12. Jahrhundert datieren. Für die Zeit um 1200 sind im Bereich der Schlossgrabung sogar einige Parzellen rekonstruierbar. Dies ist ein spektakuläres Ergebnis



Das Berliner Stadtsiegel, 1280

der Ausgrabungen, das nach der intensiven Bautätigkeit der späteren Jahrhunderte so nicht zu erwarten war.

Eine Stadt, die neu gegründet wird, hat andere Möglichkeiten und andere Herausforderungen als eine bestehende Siedlung, die schon ein festes rechtliches Korsett aufweist und in ein Netz von Wirtschafts- und Handelsbeziehungen eingebunden ist. Eine neue

Stadt muss attraktiv ausgestaltet werden, um Siedler anzulocken und schnell die kritische Masse zu überschreiten, die für den Betrieb eines größeren Gemeinwesens notwendig ist. Das ist in Berlin und Cölln gelungen – vielleicht durch besonders günstige Steuertarife oder durch größere Freiheiten, die dort die Ansiedlung für Kaufleute und Gewerbetreibende attraktiv gemacht haben. Die Gründe für die Entscheidung, die neuen Städte gerade an dieser Stelle zu errichten, sind nicht überliefert. Auffällig ist jedoch, dass sie sich am äußersten Rand der Mark Brandenburg befanden und in ihrer unmittelbaren Nähe das Gebiet begann, das unter der Herrschaft des Jacza von Köpenick stand. Berlin war zum Zeitpunkt seiner Gründung also ein Grenzort des Deutschen Reiches, unmittelbar an der Grenze zum polnischen Gebiet gelegen.

Vielleicht ist diese Lage auch der Schlüssel zum Verständnis der Gründung als Doppelstadt, möglicherweise waren mehrere „Gründer“ beteiligt. Schon wenig später allerdings wird nur noch der Markgraf als Stadtherr beider Städte genannt. Beide Städte besaßen im 13. Jahrhundert eigene rechtliche Strukturen mit eigenen Stadträten und eigenem Gericht. Die Eigenständigkeit ging nicht so weit, dass auch die Verteidigung getrennt worden wäre. Eine Mauer schützte beide Städte. Im Bereich des Großen Schlosshofs ent-

Grundriss der mittelalterlichen Doppelstadt auf Grundlage der Pläne von Memhardt und Lindholz sowie der Ausgrabungen im Schlossbereich

Berlin und Cölln um 1400



deckten die Archäologen den genauen Mauerverlauf. Sie fanden nicht nur den Fundamentgraben: An einer Stelle hat man in späterer Zeit Sand abgebaut, wobei ein Teil der Mauer in die Grube stürzte und daher erhalten blieb. Die Mauer selbst stammt erst aus der Zeit um 1300. Ihr ging allerdings ein älterer Graben voraus, zu dem auch ein Wall, möglicherweise mit einer hölzernen Palisade, gehörte. Die Grenze von Cölln verlief also mitten durch den späteren Schlossbereich!

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts blühten die Städte an der Spree auf. Die Kirchen St. Petri in Cölln, St. Nikolai und St. Marien in Berlin wurden ausgebaut, und auf der Berliner Seite florierte das neu gegründete Franziskanerkloster. Die Bürger von Berlin bauten in der Mitte zwischen den beiden Kirchen St. Nikolai und St. Marien ihr erstes Rathaus, das schon bald aufwendig erweitert wurde. Die Lage des Rathauses ist genauso auffällig wie die Anlage eines zweiten Marktplatzes vor St. Marien. Es sieht so aus, als ob die „Marienstadt“ so etwas wie eine weitere Stadtgründung war, die recht schnell mit der älteren Stadt um die Nikolaikirche verschmolz. Dieser zweite Gründungsvorgang wirkte sich auch später noch aus: So hatte Berlin bald doppelt so viele Ratsmänner wie Cölln, das in all diesen Belangen halb so groß wie Berlin wirkt. Cölln hielt aber dennoch in der Entwick-

lung mit, und es gelang in den Jahren vor 1300, die Dominikaner zu einem Klosterbau in Cölln zu bewegen. Damit sind wir wieder am Schlossplatz angekommen. Jener Teil der Grabung, der die wichtigsten neuen Erkenntnisse brachte, umfasste das Dominikanerkloster, das jetzt erstmals in seinen Bauphasen erkennbar geworden ist.

Ein Kloster der Dominikaner oder der Franziskaner war für Städte des Mittelalters geradezu existenziell. Das geistliche Angebot der Ordensleute befriedigte die Bedürfnisse der Stadtgesellschaft stärker, als dies die traditionelle Pfarrseelsorge konnte. Ein solches Kloster erhöhte die Attraktivität der Stadt erheblich. Es war sicher nicht einfach, den dafür benötigten Baugrund innerhalb der Stadtgrenzen zu finden. Mehrere Parzellen mussten erworben und zusammengelegt werden. Der gewählte Platz war aber nahezu optimal. Er bot den Mönchen zum einen eine ruhige Lage in der Nähe der Stadtmauer, die zugleich in diesem Bereich vom Kloster unterhalten werden musste. Zum anderen befand sich der Platz am Ende der wichtigen Cöllner Nord-Süd-Straßen: der Breiten Straße und der Brüderstraße. Letztere bewahrt in ihrem Namen heute noch die Erinnerung an die Ordensleute.

Es liegt allerdings auch nahe, die Standortwahl in Bezug auf Entwicklungen der Berliner Seite zu sehen. Mit der Gründung und dem Ausbau des

Das Paulikloster in Brandenburg vermittelt einen Eindruck davon, wie das Dominikanerkloster in Cölln einmal ausgesehen haben könnte.





Das Historien Gemälde von Georg Bleibtreu aus dem 19. Jahrhundert versinnbildlicht den Zusammenschluss der Städte Berlin und Cölln im Jahr 1432.

Stadtteils um St. Marien hatten sich die Wege und deren Bedeutung verschoben. Zweifellos bildete die Mühlendammbrücke zwischen Petriplatz und Molkenmarkt immer noch die wichtigste Verkehrsachse der Stadt. Diese hatte jedoch inzwischen starke Konkurrenz bekommen mit der vom Oderberger Tor kommenden und am Berliner Rathaus entlangführenden Oderberger Straße, die die Spree im Verlauf der Langen Brücke (heute Rathausbrücke) überquerte. Wer diesen Weg nahm, kam nun unweigerlich zur großen Klosterkirche der Dominikaner, die damit deutlich stärker als die ältere Franziskanerkirche auf der Berliner Seite die Blickachsen beherrschte.

Um 1300 war Berlin/Cölln also beileibe kein dörfliches unbedeutendes Örtchen in der Mark, sondern eine blühende Doppelstadt mit drei großen Kirchen, zwei Klöstern, mehreren Spitälern und zwei Rathäusern. Sie hatte damit das ältere Spandau weit hinter sich gelassen und befand sich in Bezug auf die öffentlichen Gebäude auf einer Ebene mit Brandenburg, wenn man den dortigen Dom einmal außen vor lässt. In einer Hinsicht allerdings hatte Berlin wenige Jahrzehnte später Brandenburg überflügelt, betrachtet man die Anzahl

der Privathäuser, die aus Backstein gebaut worden waren. Brandenburg ist im Prinzip eine Stadt des Holzbaus geblieben, während die reichen Bürger in Berlin ihre Gebäude repräsentativ und qualitativ aus Backstein mit häufig aufwendigen Verzierungen errichten ließen. Das ist ein wichtiger Indikator für die Entwicklung des Wohlstands und den Erfolg des kaufmännischen Handels im 14. Jahrhundert.

Die Doppelstadt wurde gelenkt und geleitet von einer selbstbewussten Bürgerschaft, welche die Schwächephasen, die durch den wiederholten Wechsel in der Landesherrschaft eintraten, zum Ausbau ihrer Privilegien und Rechte zu nutzen wusste. Berlin war am Beginn des 15. Jahrhunderts ein gutes Beispiel für die Stärke der Städte und stand damit für einen besonderen Wesenszug des Mittelalters. Wenig später sollte sich dies ändern. Eine Grundmaxime des bürgerchaftlichen Handelns im Mittelalter bildete die Einsicht, dass die Einigkeit der Bürgerschaft die Grundlage der städtischen Freiheiten darstellt. Nur gemeinsam konnte man sich dem Stadtherrn gegenüber, der ganz andere Interessen verfolgte, durchsetzen. Die Berliner Bürgerschaft missachtete diesen Grundsatz und musste die Folgen in ihrer ganzen Härte tragen.

1432 war es zur lange angestrebten Vereinigung der beiden Städte Berlin und Cölln und zur Bildung eines gemeinsamen Rates gekommen – ein wichtiger Schritt, um die Stadt gegenüber dem Landesherrn zu stärken. Bis 1442 hatten sich jedoch die Auseinandersetzungen zwischen Rat und Zünften hochgeschaukelt und es kam zum offenen Konflikt. In dessen Folge appellierten beide Parteien an den Landesherrn, den Hohenzollern Friedrich II., genannt „Eisenzahn“, der die Chance sofort zu nutzen wusste. Innerhalb eines Jahres schaffte er die wesentlichen städtischen Freiheiten und Rechte ab und löste den gemeinsamen Rat auf. Die Ratsleute mussten in Zukunft von ihm bestätigt werden.

DAS HOHENZOLLERNISCHE MACHTSYMBOL

Als Machtdemonstration, aber auch als Mittel, um innerhalb der Mauern präsent zu bleiben, zwang er die Stadt, ihm Baugrund für das Schloss zu überlassen. Am 31. Juli 1443 wurde der Grundstein gelegt. An der Errichtung des Schlosses konnte auch der Aufstand der Bürger im „Berliner Unwillen“, bei dem es zur Flutung der Baustelle kam, nichts mehr ändern. Der Berliner Konflikt stand am Anfang, aber in zeitlicher Nähe zu ähnlichen Konflikten zwischen Städten und Landesherrn in der Mitte des 15. Jahrhunderts und gewinnt daher eine besondere Symbolkraft. Der Schlossbau in Berlin ist ein Zeugnis der fürstlichen Macht, die über die bürgerliche Stadt triumphiert hat.

Erstmals kann in den Plänen des vorliegenden Buches die Entwicklung des Schlosses im Verhältnis zur Stadt detailliert nachvollzogen werden. Das Herzstück des Schlosses lag am Spreeufer und damit der Stadt Berlin frontal gegenüber. Seine Bedeutung steigerte ein Kapellenbau, den Friedrich II. mit päpstlicher Zustimmung zum Zentrum einer neuen geistlichen Institution, eines Kanonikerstiftes, bestimmte. Kanoniker besaßen, im Gegensatz etwa zu den benachbarten Dominikanern, mehr persönliche Freiheiten. Ihre wichtigste Aufgabe bestand, gerade im fürstlichen Kontext, in der Abhaltung prachtvoller und vielfältiger liturgischer

Feiern. Damit ließ der Fürst ein Repräsentationsbedürfnis erkennen, das über die bisherigen Möglichkeiten der Stadt hinausging.

Die Grundstruktur der Stadt blieb aber gewahrt und wurde durch den Schlossbau sogar verstärkt. Die Achse vom Oderberger Tor über das Berliner Rathaus und die Lange Brücke endete nun auf einem erweiterten Platz vor dem Chor der Dominikanerkirche – erstmals wurde der spätere Schlossplatz erkennbar. Die Breite Straße führte jetzt ebenfalls auf diesen Platz und in ihrer Achse öffnete sich das Schlosstor – eine Situation, die heute wieder durch das Portal II widergespiegelt wird. In der Folgezeit konzentrierten sich die Ausbauten auf diesen Bereich.

Kurfürst Joachim II. prägte dabei die weitere Entwicklung in ganz besonderer Weise. Ihm und seinen religiösen Idealen entsprach die Erasmuskapelle schon lange nicht mehr. Er orientierte sich an den Handlungen seines Oheims, des Kardinals Albrecht von Brandenburg, der in Halle eine neue Art der fürstlichen Repräsentation realisierte. Die Vorstellungen der geistlichen und der weltlichen Kurfürsten unterschieden sich also nicht allzu sehr voneinander. Albrecht von Brandenburg hatte das Dominikanerkloster räumen und die Kirche dort nach seinen Vorstellungen ausstatten lassen. Dazu gehörten neue Altargemälde aus der Cranach-Werkstatt ebenso wie ein umfangreicher Reliquienschatz. Genau den gleichen Weg schlug auch sein Neffe in Berlin ein. Noch vor der Reformation erreichte Joachim II. die Auflösung des Klosters und die Übertragung der Kirche an das Kanonikerstift. Damit wurde aus der Klosterkirche, die innerhalb der Stadtgesellschaft eine große Rolle gespielt hatte, eine Hofkirche für das Fürstenhaus und den Adel.

Deutlicher lässt sich der Wandel von der Bürgerzur Residenzstadt wohl kaum zeigen. Als Gruftkirche der kurfürstlichen Familie und als Bestattungsort für Adlige und Höflinge erhielt das Gotteshaus, in dem sich zu Klosterzeiten Bürger aus der Stadt hatten beerdigen lassen, zusätzliche Exklusivität. Aus der Dominikanerkirche entwickelte sich der Vorgänger des heutigen Berliner Doms, der nach wie vor innerhalb



Der Lageplan von La Vigne aus dem Jahr 1685 zeigt das Schloss und die angrenzende Domkirche aus der Vogelperspektive.

der Pfarrstrukturen Berlins keine Rolle spielt und auch nicht der Sitz des Landesbischofs ist.

Joachim II. erhöhte die repräsentative Wirkung des Schlosses erheblich durch den aufwendigen Neubau des Flügels zum Platz hin und den weitgehenden Um- und Neubau des Spreeflügels. Die städtische Grund-

konzeption änderte er aber nicht. Dies geschah erst am Beginn des 18. Jahrhunderts. Zu dem Zeitpunkt, als sich der Kurfürst in Königsberg zum König in Preußen krönte, reichte das Schloss in seiner bisherigen Größe nicht mehr aus. Zunächst hatte man sich noch auf die Umbauung des Kleinen Schlosshofs beschränkt. Mit

prägte vor allem die weitere bauliche Entwicklung auf seiner West- und Nordseite.

Wolf Jobst Siedler erwähnt in seinem eingangs zitierten Beitrag den Pariser Louvre und spricht von einem Augentrug, da der Louvre zu jung sei, um das alte Schloss der französischen Könige zu sein, für das es immer gehalten werde. Aber auch das Berliner Schloss trägt unsere Wahrnehmung und sei es im Fortwirken der Bilder aus den Jahrzehnten vor der Sprengung. Die Bilder des barocken Schlosses löschen 500 Jahre ältere Geschichte aus. Sie lassen uns, wie Wolf Jobst Siedler beispielhaft ausführt, den Vergleich mit Königreichen mit starker Zentralmacht wie Frankreich und England suchen, ohne dass die Besonderheiten der deutschen Territorialgeschichte wahrgenommen werden. Sie führen aber auch dazu, die Berliner Stadtgeschichte abwertend und nivellierend darzustellen: „Überall war die Stadt vor dem Schloss da; in Berlin gab es das Schloss, und dann erst kam die Stadt“ (W. J. Siedler).

Das Gegenteil stimmt: Das Schloss steht in Berlin, weil die Stadt so erfolgreich war. Der Landesherr – es handelt sich zu diesem Zeitpunkt noch um den ärmsten Kurfürsten des Deutschen Reiches – war auf die Stadt angewiesen, um erfolgreich seine Landesherrschaft ausbauen zu können.

Diese Aussage ist keine historische Spitzfindigkeit ohne Relevanz für die Gegenwart. Sie muss in die Köpfe gelangen, um auch im Städtebau eine Wertigkeit für das Berlin des Mittelalters zu erzeugen. Die Schlossdebatte selbst zeigt, dass dies bisher kein Thema gewesen ist. Die drei barocken Seiten wurden rekonstruiert, die mittelalterliche Seite, die der Stadt zugewandt gewesen war, dagegen nicht. Dabei hätte gerade diese Seite zeigen können, dass die Geschichte des Schlosses weit vor der Barockzeit begonnen hat.

Das wilhelminische Berliner Schloss dominierte nicht mehr nur die Stadt Berlin, ja es sollte sogar die Einheit des Deutschen Reiches symbolisieren, Propagandapostkarte um 1915.



Jetzt ist es an der Zeit, gründlich über die Einbindung des Schlosses von der Stadtseite aus nachzudenken. Wie wird der eigentliche Schlossplatz an der Einmündung der Breiten Straße akzentuiert? Der Neptunbrunnen hat an dieser Stelle zumindest gezeigt, wo die eigentliche Schauseite des Schlosses lag. Wie wird die heutige Rathausstraße wieder wahrnehmbar gestaltet,

sodass sie nicht nur als Randbebauung einer Grünfläche wahrgenommen wird? Und was geschieht mit dem Marx-Engels-Forum? Bekommt das Schloss ein städtisches Gegenüber oder hat es nun auch an dieser Seite dauerhaft die Stadt ins Abseits gedrängt? Diese Fragen haben im Diskussionsprozess über die weitere Entwicklung der Mitte und auch im städtebaulichen



Wettbewerb für das Schlossumfeld nicht die Bedeutung gehabt, die ihnen zusteht.

Diese Überlegungen zeigen, dass es auch in Zukunft wichtig ist, die gesamte Geschichte eines Platzes und eines Stadtraumes zu erforschen und zu vermitteln.

Diesem Ziel dient das vorliegende Buch. Die Ausgrabungen sind erst seit Kurzem abgeschlossen, aber die

Ergebnisse liegen jetzt vor und werden das Bild vom Schlossplatz und seiner Geschichte verändern. Sie zeigen deutlich und nachvollziehbar: Zuerst war die Stadt – dann kam das Schloss.

An der Spreeseite des Schlosses mit seinem ältesten Kern blieb die gewachsene bauliche Vielfalt bis zum Schluss erkennbar, altkolorierter Kupferstich um 1830.





Ein mittelalterliches Stadtviertel

Um 1150 bis um 1300

Bei den archäologischen Ausgrabungen im Vorfeld der Errichtung des Humboldt Forums kamen zahlreiche Spuren eines hochmittelalterlichen Stadtviertels ans Tageslicht. Vor über 800 Jahren entwickelte sich hier der nördliche Rand der Stadt Cölln an der Spree. Die vielfältigen Grabungsergebnisse erhellen die Anfänge der Doppelstadt Berlin/Cölln im 12. und 13. Jahrhundert. In der Tiefe des Schlossplatzes sowie unter dem Pflaster des ehemaligen Großen Schlosshofes konservierte Zeugnisse ersetzen Schriftquellen und fügen sich zu einem „Archiv aus dem Boden“.

Befunde und Objekte zeugen von der Vitalität der ersten märkischen Gründerzeit in Cölln. Sie lassen nach der sprunghaften Entfaltung des Quartiers auch sein jähes Ende um das Jahr 1300 nachvollziehen. Die gewachsenen Siedlungsstrukturen mussten einer großzügigen Klosteranlage der Dominikanermonche weichen. Die Bauten des Bettelordens gründeten auf den geplanten Resten des Stadtviertels. Weitere städtische Flächen wurden etwa 250 Jahre nach Ankunft der ersten Cöllner Siedler vom mittelalterlichen Hohenzollernschloss begraben. Wie kam es zur Entstehung und Entfaltung dieses verdrängten Cöllner Stadtviertels?

Die auf einer Spreeinsel angelegte Stadt Cölln und ihre größere Schwester Berlin auf der rechten Flussseite verdanken ihre Existenz dem hochmittelalterlichen Landesausbau der östlichen Randgebiete des Heiligen Römischen Reiches. Im Vergleich zu mächtigen Städten wie Köln am Rhein, Lübeck oder Magdeburg waren sie zwar klein, wurden aber doch in der Annahme kräftigen Wachstums großzügig bemessen. Die selbstständigen, aber eng kooperierenden Gemeinwesen an der Spree legte man wohl nahezu gleichzeitig als Planstädte an. Ihre teilweise bis heute erkennbaren Grenzen, Straßenachsen und Parzellenverläufe folgten nach heutigen Begriffen einem Masterplan. Das Grundrissmuster mit Rücksicht auf topografische Merkmale entspricht anderen Stadtgründungen dieser Zeit.

Namen und genaue Herkunft der ersten Cöllner Siedler aus dem Reich und wohl auch der näheren Umgebung sind nicht überliefert. Sicher ist, dass eine Stadtgründung in der dünn besiedelten, noch nicht lange christianisierten Mark Brandenburg ein anspruchsvolles und riskantes Unterfangen war. Die kräftezehrende Erschließung der auch „terrae novae“ (neue Lande) genannten Gebiete östlich der Elbe wurde im Spree-Havel-Raum nicht nur von den brandenburgischen Markgrafen vorangetrieben. Diese standen in starker Konkurrenz zu anderen expansionswilligen Fürsten wie den sächsischen Wettinern oder den Herzögen von Pommern.

Albrecht der Bär begründete im Jahr 1157 die Dynastie der Askanier, die ausgehend vom Hauptort Brandenburg bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts die gleichnamige Mark beherrschten. Neue Städte als strategisch günstig gelegene Handelsplätze sowie Dörfer mit frisch erschlossenem Ackerland sicherten ihnen Steuereinnahmen und Macht. In der Regel beauftragten die Landesherren sogenannte Lokatoren, die in ihrem Auftrag die Gründung von Städten und Dörfern durchführten. Zudem war es erforderlich, ein zum Teil neues Verkehrsnetz durch die Hochflächen von Teltow und Barnim einzurichten, ohne das der aufstrebende Fernhandel und Warenaustausch zwischen Stadt und Land zurückgeblieben wäre. Ältere Zentren wie etwa Spandau und Köpenick verloren in wenigen Jahrzehnten stark an Bedeutung.

Zahlreiche Spuren der mittelalterlichen Stadt erhielten sich unter dem Pflaster des Großen Schlosshofs. Die helle Sandschüttung im Zentrum ist der Rest eines Befestigungswalls aus dem 13. Jahrhundert.



In dieser Urkunde von 1237 wird ein „Symeon, Pfarrer zu Cölln“ genannt – die erste Erwähnung Cöllns überhaupt.

Nach mittelalterlichem wie heutigem Verständnis besitzt eine Stadt unabhängig von ihrer baulichen Ausprägung (Stadtmauer, Pfarrkirchen, Rathaus etc.) ein verbrieftes Stadtrecht, auf das sich der Rat als wichtigstes Organ der städtischen Selbstverwaltung berufen konnte. In den Räten gaben Kaufleute und Handwerker den Ton an. Sie hatten aus ihrer alten Heimat Rechtsvorstellungen mitgebracht, die bei den Neugründungen Pate standen. Berlin und Cölln folgten dem über die Stadt Brandenburg an der Havel vermittelten Magdeburger Stadtrecht.

DIE BESIEDLUNG CÖLLNS

Wann der offizielle Rechtsakt der Stadterhebung in Cölln vollzogen wurde, bleibt ungewiss. Die eingebürgerte Nennung des Jahres 1237 als Gründungsjahr Cöllns – Berlin wird erst im Jahr 1244

genannt – ist ein Notbehelf, der auf die schriftliche Ersterwähnung Bezug nimmt. Die archäologischen Befunde am nördlichen Rand von Cölln belegen eine erheblich frühere Besiedlung.

Zu den frühesten archäologisch nachweisbaren Spuren der Stadtwerdung gehören einerseits die Bodenbearbeitung in der Fläche, andererseits der Bau hölzerner Kastenbrunnen. Sie sind, wie auch das Fällen von Bäumen, das Stubbenroden und die Geländeplanierung, Pioniertaten des Siedlungsvorgangs. Die Ausgrabungsbefunde lassen darauf schließen, dass die Kolonisten eine siedlungsgünstige Fläche mit gutem Baugrund vorfanden. In den Bearbeitungshorizonten sind Spaten- und Hackspuren nachweisbar. Wenn ein Ackerwerkzeug tief genug in den hellen eiszeitlichen Sand unter der Muttererde eindrang, rutschte dunkle Erde von oben in die entstandenen Hohlräume nach. Es ist gut möglich, dass diese bearbeiteten Flächen umgehend kultiviert wurden.

Spatenstichlöcher aus dem 13. Jahrhundert. In hellen Sand gestochen, füllten sie sich mit nachrutschendem dunklen Substrat.



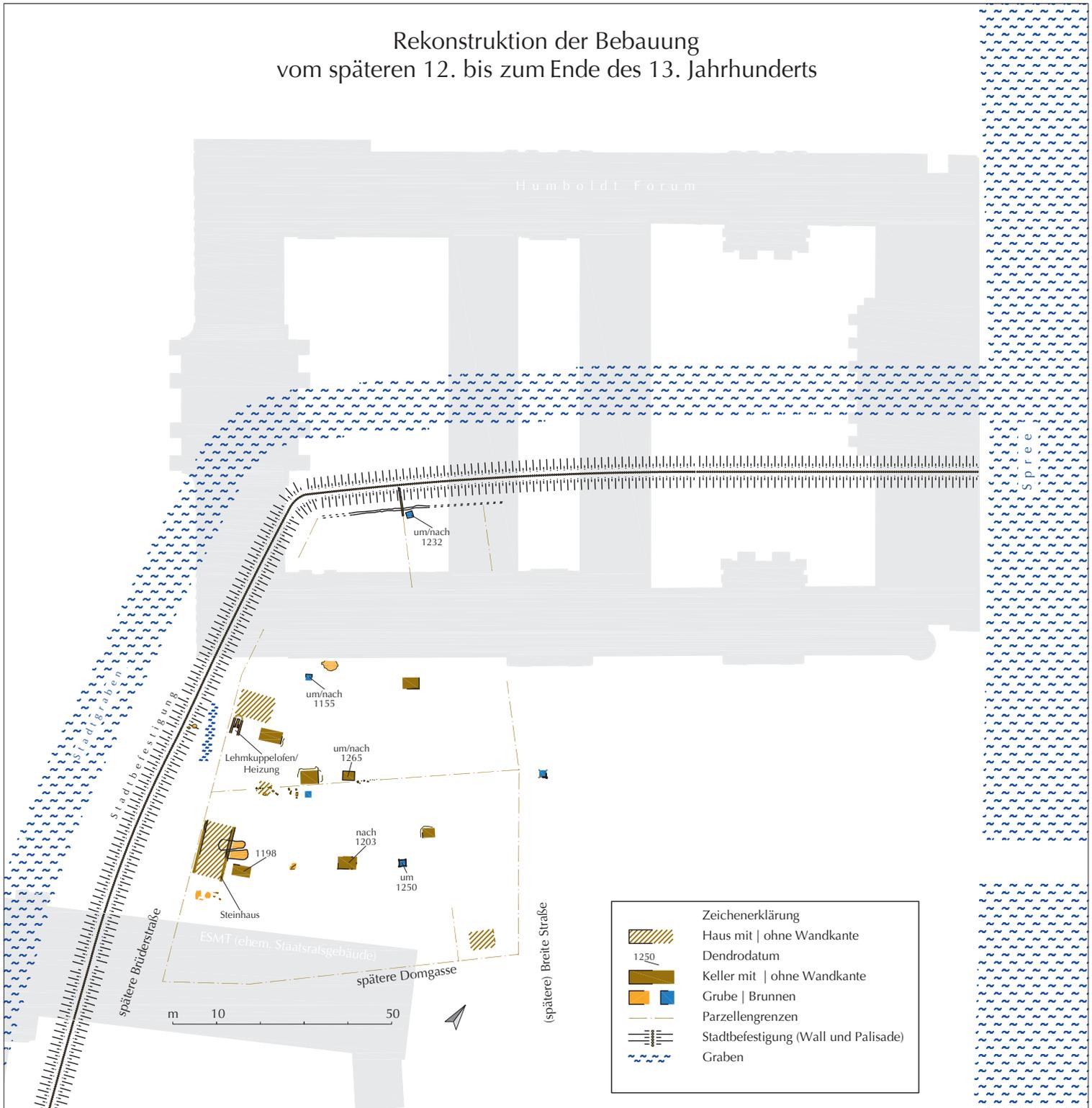
Für den Bau eines hölzernen Kastenbrunnens – oft aus eichenen Spaltbohlen – hob man zunächst eine mindestens drei Meter tiefe, bis knapp an den Grundwasserspiegel reichende Grube aus. Die Sohle des Brunnenkastens musste dann unterhalb des Grundwasserspiegels eingegraben werden. Dort hält sich Holz nahezu unbegrenzt. Die Datierung eines der im Grundwasser unter Sauerstoffabschluss steckenden Brunnenhölzer mithilfe der Jahrringmethode (Dendrochronologie) ergab einen Fällzeitpunkt des Baumes um das Jahr 1155. Ob man den Baum für den Brunnenbau fällte oder das Holz in Zweitverwendung später im Brunnen verbaute, muss offenbleiben. Das frühe Bauholz stützt jedoch die Annahme, dass sich ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Siedler in Cölln niederließen.

Die strukturierte bauliche Erschließung des Viertels vollzog sich im ausgehenden 12. Jahrhundert Schritt für Schritt. Wahrscheinlich war das Areal bis zu seiner Planierung nur locker belegt. Parzellengrenzen waren durch Zäune markiert, deren Spuren im archäologischen Befund nachgewiesen werden konnten. Ab dem Jahr 1200 prägten mehrere Bauphasen das Viertel. Als Baumaterialien kamen fast ausschließlich Holz, Lehm und Feldsteine zum Einsatz. Gebrannte Ziegel waren im 13. Jahrhundert noch ein exklusiver und teurer Baustoff, den sich nur reiche Bauherren leisten konnten. Im Laufe des 13. Jahrhunderts entstanden einzelne ebenerdige Häuser und Buden, eingetiefte Grubenhäuser, Arbeitsgrubenkomplexe, Brunnen, Vorratskeller, Hofflächen, kleine Gärten, Abfallgruben und -schächte sowie handwerklich genutzte Anlagen.

Beräumte Baugrube eines Brunnens um 1232. Die dunklen Verfärbungen an der Grubensohle zeigen den im Grundwasser steckenden Holzkasten des Brunnens an.



Rekonstruktion der Bebauung vom späteren 12. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts



Reste städtischer Bebauung auf dem Areal des späteren Dominikanerklosters, nach den Ausgrabungen 2008 bis 2015



Erhaltene Ansätze eines verziiegelten Lehmkuppelofens des 13. Jahrhunderts mit Steintenne zum Brotbacken

Die materiellen Zeugnisse ergeben das Bild eines für die mittelalterliche Mark typischen Stadtrandviertels mit Mischnutzung. Dementsprechend beinhaltet das Fundspektrum des Stadtviertels außer den üblichen Tierknochen- und Keramikabfällen handwerkliche Produkte, vor allem Knochenobjekte und eiserne Schmiedeerzeugnisse. Selbstversorgung spielte eine wichtige Rolle: Kleine ebenerdige Lehmkuppelöfen dürften zum Brotbacken gedient haben, Spinnwirtel bezeugen das Spinnen von Wolle, Bier wurde in Keramiktöpfen gebraut.

Botanische Reste aus einer um 1265 befüllten Latrine belegen neben zahlreichen kultivierten und wilden Obstsorten die Getreidearten Roggen, Gerste, Rispenhirse, Hafer und Weizen. Darüber hinaus konnten Hanf, Lein, Raps, Erbse, Schlafmohn sowie auch Wildkräuter („Ackerunkräuter“) nachgewiesen werden. Auf den städtischen Parzellen betrieben die Menschen sicher auch Gartenbau, außerhalb der Stadt existierten sehr wahrscheinlich Felder.

DIE STRUKTUR DES VIERTELS

Die Baustrukturen des Stadtviertels orientierten sich an zwei Straßenachsen, die nicht im rechten Winkel aufeinanderstießen. Vorherrschend war die Ost-West-Achse in der Verlängerung der Langen Brücke (der heutigen Rathausbrücke) über die Spree, die Berlin und Cölln verbindet. Auf diese Achse bezog sich das spätere Dominikanerkloster einschließlich der Klosterkirche. Die Bauten am westlichen Rand des Stadtviertels schmiegt sich an den östlichen Rand der erst später nach den Mönchen benannten Brüderstraße. Auch die Brüderstraße existiert bis heute, allerdings nur noch ihr südlicher Abschnitt.

Ein im rechten Winkel zur Brüderstraße angelegter unterirdischer Ofen mit Backsteintenne sticht wegen seiner Größe und mutmaßlichen Funktion als Heizung eines Wohnhauses aus der Vielzahl bescheidener Befunde heraus. Er deutet auf Bewohner mit hervorgehobenem Status. In der Regel trifft man solche Heizanlagen nur in Burgen oder Klöstern an.

Südlich davon findet sich das einzige nachgewiesene Steinhaus des Stadtviertels. Die Relikte des über älteren Arbeitsgruben sowie einem hölzernen Pfostenbau platzierten Steinhauses zeugen davon, dass man im fortschreitenden 13. Jahrhundert zunehmend steinerne Profangebäude in Cölln und Berlin errichtete.

Im Westen und Norden endete das Viertel an der zunächst wohl provisorischen Befestigung der Stadtgrenze. Zwischen Letzterer und der Randbebauung verliefen Entwässerungs- oder Straßengräben. Die endgültige Fortifikation der Stadtgrenze durch einen mit Grassoden vermischten Sandwall und einen feldseitigen Graben erfolgte erst nach 1232.

Die partiell vorgefundene Sohlenschüttung des Walls hatte nämlich einen älteren Kastenbrunnen überlagert, dessen Hölzer in diesem Jahr gefällt worden waren. Vermutlich verlief auf der Krone des mindestens zehn Meter breiten Walls eine Palisadenreihe. Die Böschungssohle des Stadtgrabens hatte man mit Horizontalhölzern und senkrechten Doppelpfosten fixiert. Der den landestypischen Ressourcen angemessene, kostengünstige Bau einer Sandwallgrabenanlage war in der Mark Brandenburg zu die-

ser Zeit üblich. Eine teure steinerne Stadtmauer hätte die finanziellen Möglichkeiten der Bürgerschaft noch überstrapaziert.

Die eichene Fassdaube eines um 1265 gefällten Baumes aus der oben genannten Latrine bietet das jüngste der bürgerlichen Siedlung zuzuweisende Datum. Im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts kamen wahrscheinlich die Dominikaner in das ihnen wohl von den Askaniern zugewiesene Quartier. Bis zur endgültigen Planierung des Stadtviertels für den Neubau des Klosters dürften die Mönche schon in provisorischen und vorhandenen Baulichkeiten vor Ort gewohnt haben. Spätestens kurz vor Baubeginn der Klostergebäude erfolgte der endgültige Abriss des über mehr als 100 Jahre gewachsenen Stadtviertels. Dieses radikale Ende der Baulichkeiten am nördlichen Rand von Cölln war zu dieser Zeit kein Einzelfall. Der gleiche Vorgang ereignete sich zum Beispiel auch beim Bau des Dominikanerklosters von Brandenburg an der Havel auf zuvor genutzten Stadtflächen.

Reste des Steinfundaments der Cöllner Stadtmauer, die um 1300 in einen älteren Sandwall gesetzt worden war

